

Unverkäufliche Leseprobe



Kent Nerburn

Nicht Wolf nicht Hund

Auf vergessenen Pfaden mit einem alten
Indianer

2018. 349 S.

ISBN 978-3-406-72498-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/24058566>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

KENT NERBURN

NICHT WOLF
NICHT HUND

KENT NERBURN

NICHT
WOLF
NICHT
HUND

Auf vergessenen Pfaden
mit einem alten Indianer

*Aus dem Amerikanischen
von Sky Nonhoff*

C.H.Beck

Titel der Originalausgabe: *Neither Wolf Nor Dog*.
On Forgotten Roads with an Indian Elder
Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung von Canongate Books Ltd,
14 High Street, Edinburgh EH1 1 TE
© Kent Nerburn, 1994, 2002, 2017
Foreword © Robert Plant, 2017

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2018
Gesetzt aus TheAntiquaB im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: nach dem Filmplakat von *Neither Wolf Nor Dog*,
mit freundlicher Genehmigung von Steven Lewis Simpson
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 72498 5

www.chbeck.de

FÜR DIE, DIE SCHWEIGEN

INHALT

Und doch von dieser Welt <i>Ein Vorwort von Robert Plant</i>	9
Einführung	11
Ein Anruf	17
Rauchzeichen	29
Heiliger Boden	48
Ein durchtriebener alter Indianer	62
Land der Träume und Trugbilder	72
Autowracks und Büffelkadaver	82
Cowboys anfeuern	91
Klartext	99
Jumbo	110
Sind wir nicht alle ein bisschen Indianer?	116
Vom Ausverkauf der heiligen Dinge	130

Willkommen in unserem Land	135
Tatanka	150
Mit beiden Augen sehen	159
Knochen für Fatback	178
Der Fremde	194
Herrscher und Anführer	204
Besoffen von Jesus	212
Aus dem Dunkel ans Licht	221
Enthüllungen	231
Halbblut	261
Das Lied der Geschichte	276
Der Sturm	289
Paha Sapa	307
Wounded Knee	311
Das Versprechen	334
Nachwort	345

UND DOCH VON DIESER WELT

EIN VORWORT

VON

ROBERT PLANT

Es ist eine schmutzige, altbekannte Geschichte
Eine Geschichte gebrochener Verträge, rasanter Ausbreitung
Von Kampf und Vertreibung
Misshandlung, Verleugnung und Benachteiligung
Meilenweit entfernt von dem, was ihr aus Western kennt.

Auf meinen Reisen durch die Neue Welt und ihre Extreme
Ringe ich
Seit fast fünfzig Jahren mit denselben Fragen
Habe ich die Last der Geschichte getragen.

Auch Kent Nerburn ist viele Jahre
Dort unterwegs gewesen
An jener explosiven Grenze
Die trennt und spaltet.

Nicht Wolf nicht Hund nimmt uns mit auf eine Reise
Zeigt uns die zerstörten Überreste
Das Hin und Her zwischen unseren Kulturen
Die Nachwehen des europäischen Wütens und Schlachtens
Den Triumph der Gier, des Rattenrennens nach «mehr».

Mit Behutsamkeit und Gespür enthüllt er
Eine Welt der Wunder, verblüffender Zusammenhänge
Eine Welt, die uns die Hand reicht
Dem Untergang entkommen
Trotz Planwagen-Armeen und brutaler Unterdrückung.

Seine Figuren fordern die Fantasie heraus
Während sie uns nach und nach die Augen öffnen
Uns die Wunder der Natur offenbaren und
Unser Miteinander darin.

Kents Bücher werden mich immer begleiten
In ihnen klingt der Geist eines großen Volkes nach
Worte aus einer anderen Welt, umso wertvoller
In den Wirren dieser modernen Zeiten.

EINFÜHRUNG

*«Lasst uns zusammen überlegen,
was für eine Welt wir unseren Kindern
hinterlassen wollen.»*

Sitting Bull

Der Grundstein für dieses Buch wurde während eines Motorradtrips gelegt, mehrere Jahre, bevor ich überhaupt die Idee dazu hatte.

Ich fuhr auf einem einsamen Highway über die Hochplateaus des nördlichen Montana. Die Augustsonne brannte unerträglich heiß vom Himmel, und vor mir erstreckte sich die schier endlose Hügellandschaft. Von einer Anhöhe aus erspähte ich in der Ferne einen Verschlag mit drei Bretterwänden und Flachdach. Im ersten Moment hielt ich den Schuppen für den verlassenen Obststand eines Farmers oder vielleicht eine Krippe mit lebensgroßen Figuren, die von religiösen Fundamentalisten aufgestellt worden war. Doch als ich näher kam, erkannte ich, dass es sich tatsächlich um einen Schutzraum für eine historische Sehenswürdigkeit handelte.

Ich hielt an und marschierte über den schwelenden Asphalt zu dem Verschlag, in dem sich, wie ich nun sah, ein großer, von einem Zaun umgebener Felsbrocken befand. Eine Informationstafel erklärte, dass ich vor einem Büffelfelsen stand, wie ihn die Lakota als heilig verehren.

Der Verfasser des Texts hatte sich alle Mühe gegeben, der

Tradition der Lakota den gebührenden Respekt zu erweisen. Wenn man genau hinsehe, war auf der Tafel zu lesen, könne man ohne große Mühe erkennen, wie der namenlose Künstler dem Fels einst Form und Gestalt abzutrotzen versucht hätte.

Ich wandte mich dem Felsen zu. Auch wenn ich ihn wegen des Zauns nicht aus nächster Nähe inspizieren konnte, sah ich die Spuren, die das Werkzeug des Steinmetzen hinterlassen hatte. Der Felsen sah tatsächlich aus wie ein Büffel. Es lag auf der Hand, warum die Lakota diesen Felsen verehrten und mit spiritueller Bedeutung aufgeladen hatten.

Zu einem früheren Zeitpunkt meines Lebens hätte ich diese Informationen abgespeichert und wäre meines Wegs gezogen, zufrieden, etwas Interessantes entdeckt und ein wenig mehr über indianische Kultur erfahren zu haben.

Doch inzwischen war ich ein anderer Mensch. Ich hatte mit Indianern gelebt und gearbeitet, mit ihnen gegessen, über ihre Kinder gesprochen, in eisigen Schulsporthallen mit ihnen Basketball gespielt, ihre Toten mit ihnen beerdigt. Ich hatte an ihrem Leben teilgenommen, wusste, wie sie lieben, streiten, hadern, sich gegenseitig Respekt bezeugen.

Weshalb ich in diesem stickigen Kabuff am Straßenrand noch etwas anderes sah. Ich sah ein Stück Natur, einen großen, stummen Felsen, eingepfercht wie ein Tier in einem unwürdigen Stall. Ich sah den lebendigen Glauben eines Volkes, herabgewürdigt zu einer Kuriosität am Straßenrand, an der sich eine wohlmeinende Öffentlichkeit ergötzen durfte. Kurz, ich sah mich einer der schmerzlichsten Metaphern für das Leid der amerikanischen Ureinwohner gegenüber, wie sie mir in diesem Leben wohl nicht noch einmal begegnen wird: dem Geist eines Landes, dem Geist eines Volkes, reduziert auf einen wohlfeilen Info-Text und hinter einen Zaun gesperrt.

Und ich war ganz offensichtlich nicht der Einzige, der in dieser Bretterbude am Highway mehr als eine kleine Geschichts-

stunde gesehen hatte. Wohl kaum jemandem wäre es weiter aufgefallen, aber oben auf dem Fels – eine schlichte Geste wie die eines Katholiken, der vor dem Abendmahl auf die Knie geht – hatte ein anderer Besucher ein paar zerbrochene Zigaretten als Opfergabe deponiert und damit jenem Tier seine Reverenz erwiesen, das für die Lakota das Universum in all seiner Mannigfaltigkeit verkörpert. Darüber hinaus hatte er *Wakan Tanka* gehuldigt, dem Schöpfer, dessen Unveränderlichkeit und ewige Beständigkeit dem Glauben der Lakota nach jeden einzelnen Stein beseelt.

Für jenen anonymen Besucher war der Fels kein Artefakt, nicht einmal ein Symbol gewesen. Sondern eine lebendige, spirituelle Präsenz. Und keine Straßenbehörde, kein Kulturverein, kein noch so engagierter Anthropologe und keine noch so wortreiche Texttafel hätte dem Fels mehr Achtung erweisen können als der Tabak, den der Unbekannte hinterlassen hatte.

In jenem Moment, als ich dort auf dem verlassenen Highway in der sengenden Sonne stand, tat ich einen stillen, feierlichen Schwur. Ich würde ein für alle Mal damit aufhören, meine indianischen Brüder und Schwestern als Rollenmodelle anzusehen. Ich betrachtete es als meine Pflicht, eine Brücke zwischen zwei Welten zu bauen – der Welt, in die ich hineingeboren worden war, und der Welt eines Volkes, das ich kennen und lieben gelernt hatte.

Nicht Wolf nicht Hund ist mein Versuch, diese Pflicht zu erfüllen.

Mir ist durchaus klar, dass manche indianische Leser auf meinen Entschluss eher skeptisch reagieren werden – wohl wissend, wie viele Schriftsteller ihr Volk falsch verstanden, falsch dargestellt und skrupellos ausgebeutet haben.

Denjenigen, die so denken, kann ich nur sagen: Man messe mich an meinen Worten.

Ich bin weder ein weißer Ausbeuter, der sich indianischer Themen bedient, weil sie sich so großer Beliebtheit erfreuen,

noch ein blauäugiger Möchtegern, der wundersamerweise eine Cherokee in seinem Stammbaum entdeckt hat. Ich bin nichts weiter als ein ganz normaler Mensch, der das Glück hat, den einen oder anderen Indianer zu seinen Freunden zählen zu dürfen, und dem eine Geschichte auf den Nägeln brennt – eine Geschichte, die wir aus unserem nationalen Bewusstsein getilgt haben, weil wir den Gedanken an all das Blut auf unserem Erdboden nicht ertragen können, eine umso wichtigere Geschichte, als sie uns eine neue Perspektive auf das Leben in und mit der Natur eröffnet.

Es war alles andere als einfach, diese Geschichte zu Papier zu bringen, und meinen nicht-indianischen Lesern möchte ich nicht verschweigen, dass ich gegen einige Regeln verstoßen musste, um sie so zu erzählen, wie sie erzählt werden wollte. Hätte ich eine fiktive Erzählung geschrieben, hätte dies dem Leser erlaubt, die Geschichte als Konstrukt zu begreifen und die Lehren der Indianer als Erfindungen abzutun. Hätte ich das Ganze als journalistischen Text, als Reportage angelegt, hätte die Story ihre emotionale und spirituelle Kraft verloren. Und egal wie edel meine Motive auch gewesen wären: In beiden Fällen hätte ich der indianischen Wirklichkeit meine Perspektive aufgezwungen, sie unweigerlich verzerrt und mich des «intellektuellen Kolonialismus» schuldig gemacht, wie es ein indianischer Freund von mir einmal ausgedrückt hat.

Aus diesem Grund beschloss ich, dem Rat eines Ältesten zu folgen, der zu so etwas wie meinem Mentor geworden war, während ich versucht hatte, den indianischen Kindern im Red-Lake-Reservat im Norden Minnesotas die Stammeslegenden näherzubringen. «Konzentriere dich auf die Story», hatte er gesagt. «Es sind die Geschichten, die das Herz berühren.»

Daran habe ich mich gehalten, aufgeschrieben, was ich selbst erlebt habe, meine Beobachtungsgabe ebenso eingesetzt wie die literarischen Mittel, die mir zur Verfügung standen. Indem ich

die Geschichte aus meiner Perspektive erzähle, biete ich eine Identifikationsmöglichkeit, nehme ich Sie mit in die Welt der amerikanischen Ureinwohner und überlasse Sie dann jenen Menschen, deren Stimmen darauf warten, gehört zu werden.

Und so bitte ich Sie, meine verehrten Leser, dieses Buch unvoreingenommen und vorurteilslos zur Hand zu nehmen. Der Erdboden, auf dem Sie sich bewegen, seien es Großstadtstraßen, Schotterwege oder Pfade in der Natur, war einst das Land der Indianer. Und unter Ihren Füßen hallt ihr Echo wider, das man deutlich hören kann, wenn man in sich geht und seinem Herzen lauscht. In all den Mythen und falschen Vorstellungen, mit denen wir aufgewachsen sind, ist dieses Echo hingegen nicht zu finden: Der besoffene Indianer, die blutrünstige Rothaut, der edle Wilde oder die weise Erdmutter sind allesamt Produkte unserer historischen Fantasie. Wir tun den Indianern wahrlich keinen Gefallen, wenn wir sie in derartige Schubladen stecken.

Die echten Indianer lachen, weinen, machen Fehler, ehren ihren Schöpfer, werden auch mal sauer, gehen einkaufen, ziehen Kinder groß, haben dieselben Träume wie wir. Und in den echten Indianern, nicht in ihren Klischees, klingen die wahren Stimmen unseres Landes wider – eins mit der Natur wie der Büffelfelsen und durchdrungen von einer tiefen Spiritualität, die sich denen offenbart, welche Augen haben zu sehen.

Folgen Sie mir also in eine Welt, die nur wenige Nicht-Indianer je betreten haben. Begleiten Sie mich und die Menschen, die Sie auf den folgenden Seiten kennenlernen werden. Sie werden etwas lernen, so wie ich etwas gelernt habe, und daraus eine Lehre für Ihr Leben ziehen.

Letztlich müssen wir zusammenfinden, Indianer und Nicht-Indianer. Die Erde ist unsere Mutter, dieses Land unser gemeinsames Erbe. Unsere Geschichte, unsere Schicksale sind untrennbar miteinander verbunden, egal wo unsere Vorfahren das Licht der Welt erblickten und was sie einander antaten.

Nicht Wolf nicht Hund ist ein kleiner Schritt auf dem Weg zu diesem Miteinander. Es geht mir nicht darum, einen Zaun um ein Volk zu ziehen, sondern meine Brüder und Schwestern mit dem Geschenk meiner Worte zu ehren. Ich habe mein Bestes gegeben und bringe Ihnen dieses Buch als Opfertgabe dar – wie die Zigaretten, die dem Büffelfelsen dargebracht worden waren.

Empfangen Sie es in diesem Geiste.

*Kent Nerburn
Portland, Oregon
Frühling 2017*

EIN ANRUF

Beim zweiten Klingeln nahm ich den Hörer ab. Ich hörte, dass die Verbindung katastrophal war, bevor überhaupt jemand etwas sagte.

«Spreche ich mit Nerburn?»

Es war eine Frau. Eine Indianerin, wie ich an ihrem Akzent und ihrer abgehackten Sprechweise erkannte.

«Ja», sagte ich.

«Wir kennen uns nicht», fuhr sie fort, ohne ihren Namen zu nennen. «Mein Großvater möchte mit Ihnen sprechen. Er hat ihre ›Red Road‹-Bücher gelesen.»

Mir wurde ein wenig mulmig zumute. Ein paar Jahre zuvor hatte ich im Red-Lake-Reservat der Chippewa mit meinen Schülern Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern festgehalten. Die beiden Bücher, die aus diesen Aufzeichnungen entstanden waren, *To Walk the Red Road* und *We Choose to Remember*, hatten in der indigenen Community Nordamerikas ein gewisses Aufsehen erregt. Die meisten indianischen Leser hatten den Blick in ihre Vergangenheit positiv aufgenommen, wenngleich einige fanden, ich hätte alte Wunden aufgerissen oder Familienfehden neu entfacht.

Ab und zu riefen mich Leute an, die etwas anzweifeln oder irgendetwas richtigstellen wollten, was ihr Großvater oder ihre Großmutter angeblich gesagt hatte.

«Kein Problem», sagte ich. «Dann geben Sie ihn mir doch einfach.»

«Er redet nicht gern übers Telefon», erwiderte die Frau.

An die Verslossenheit vieler Indianer gegenüber Weißen hatte ich mich schon lange gewöhnt; ebenso war mir bekannt, dass einige der konservativen Ältesten das Telefon ablehnten, so wie sie auch keine Fotos von sich machen ließen.

«Ist er wegen irgendwas sauer?», fragte ich.

«Er will nur mit Ihnen sprechen.»

Meine Nervosität wuchs. «Wo wohnt er denn?»

Sie nannte mir ein ziemlich weit entferntes Reservat.

«Und was will er von mir?»

«Er hat gefragt, ob Sie bei ihm vorbeischauchen könnten.»

Die Frage traf mich wahrlich unvorbereitet – nicht nur, weil mich ein völlig Fremder sprechen wollte, sondern obendrein jemand, der so weit weg lebte.

«Ich wüsste schon ganz gern, ob er sauer auf mich ist», sagte ich.

«Ist er nicht.» Ihre Stimme verriet keine Regung. «Er hat bloß Ihre Bücher gelesen und möchte mit Ihnen reden.»

Ich rieb mir die Augen und überlegte. Als das Zeitzeugen-Projekt beendet gewesen war, hatte ich mir insgeheim geschworen, meine Kenntnisse und Fertigkeiten auch künftig zum Wohl der Indianer einzusetzen. Ich hatte mich bei ihnen ausgesprochen wohlgefühlt, nie zuvor derart humorvolle, friedfertige und unkomplizierte Menschen kennengelernt, die so gar nichts mit dem Klischee vom betrunkenen oder weisen Indianer zu schaffen hatten. Tatsächlich standen sie mit beiden Beinen auf der Erde. Sie waren anders als Weiße und Schwarze, entsprachen in keiner Weise den Vorstellungen, mit denen ich aufgewachsen war. Ich war glücklich in ihrer Gesellschaft, ja, ich fühlte mich sogar geehrt.

Manchmal ließ ich in Red Lake den Blick über die weite Landschaft schweifen und dachte bei mir: «Dieses Land hat den Vereinigten Staaten nie gehört. Dieses Land ist von der europäischen

Zivilisation unberührt geblieben.» Es war, als stünde ich in direkter Verbindung mit etwas Elementarem, einer verborgenen, unvorstellbar machtvollen Strömung der Geschichte. Auch wenn ich ein Weißer war und nur allzu genau wusste, wie sich die wohlmeinenden Absichten der Weißen auf das sogenannte Wohl der Indianer auswirkten, wollte ich helfen, das Gute ihrer Welt zu bewahren.

Und nun hatte mich eine Stimme gerufen, die mich bat, in diese Welt zurückzukehren und mir anzuhören, was ein alter Mann mir sagen wollte.

«Gut, ich mach's.» Halb hasste ich mich für mein Zögern, halb dafür, dass ich überhaupt zustimmte. «Aber ich kann nicht sofort. Es wird ein bisschen dauern.»

«Er ist schon ziemlich alt», sagte sie.

«So bald wie möglich», gab ich zurück.

«Fragen Sie im Laden nach, wenn Sie in der Stadt sind. Er verlässt sein Haus kaum noch. Wie gesagt, er möchte unbedingt mit Ihnen reden.» Sie nannte mir seinen Namen und legte auf.

Und damit begann diese Geschichte.

* * *

Mehrere Monate vergingen, bis ich mich auf den Weg machen konnte, der über die trostlosen Nordebene Amerikas führte. Weißstämmige Kiefern wichen weiten Feldern. Morgennebel wallte über endloser Prärielandschaft. In der Ferne angekündigt von hoch aufragenden Getreidesilos oder Kirchtürmen, huschten kleine Orte rechts und links des Highways vorbei, Orte, die niemand bemerkte, niemand besuchte, niemand aus ihrem Dornröschenschlaf aufstörte.

Der Radioempfang war miserabel; Fetzen von Rock oder Klassik drangen aus den Lautsprechern, bevor sie wieder von statischem Rauschen verschluckt wurden. Ich schaltete von Kurz- auf

Mittelwelle. Ernteberichte, Baumarkt-Reklame, Werbespots für Rechen, Dünger- und Futtermittel.

Ich warf einen Blick auf die Karte, checkte, wie weit ich gekommen war. Die Reservate waren farblich abgesetzt und mit gepunkteten Linien umrandet. Ich versuchte mir ein Amerika aus der Perspektive dieser Inseln vorzustellen, winziger Eilande in einer bedrohlichen See sich ausbreitender Farmlandschaften und Bal lungszentren. Ich dachte daran, wie mich stets ein leises Unbehagen überkam, wie ich mich fremd, unerwünscht, ja eingeschüch tert fühlte, wenn ich die Grenze eines Reservats überquerte. Wie also fühlten sich wohl die Indianer selbst, wenn sie durchs Land reisten, dieselbe Fremdheit, dieselbe Bedrohlichkeit empfanden, bis sie den sicheren Hafen eines der kleinen, weit voneinander entfernten Quadrate auf der Karte erreichten?

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit kam ich in dem Reservat an, wo der alte Mann lebte. Als ich mich in dem Laden nach ihm erkundigte, musterte mich die stämmige Indianerin hinter dem Verkaufstresen misstrauisch. Drei junge Kerle, die vor dem Videoregal standen, hörten auf zu reden und beäugten mich schweigend.

Sie deutete Richtung Westen. «Er wohnt ungefähr drei Meilen von hier. Ist aber nicht leicht zu finden.»

Ich würde mich schon zurechtfinden, sagte ich.

Sie skizzierte eine rudimentäre Wegbeschreibung auf eine Serviette, Wege, Abzweigungen, Orientierungspunkte wie Creeks und umgestürzte Bäume. Ich bedankte mich bei ihr, kaufte ein Päckchen Prince-Albert-Tabak und machte mich auf den Weg.

Ihre improvisierte Karte war besser als erwartet. Kurz darauf holperte ich über einen von Schlaglöchern übersäten Pfad; das Licht der Scheinwerfer, vage Kreise im Dunkel, fiel auf Unkraut und anderes Gestrüpp. Die Augen kleiner Tiere leuchteten für einen Moment am Wegesrand auf und verschwanden im Unterholz.

Es ging um eine scharfe Kurve, dann mündete die Straße in eine Lichtung. Mein Scheinwerferlicht fiel auf ein kleines, mit Holzschindeln verkleidetes Haus, vor dem zwei Autos standen. Eines davon war auf Ziegeln aufgebockt. Drei Holzstufen führten zur Haustür, vor der ein sichtlich betagter Hund lag. Als ich ausstieg, kam er bellend und schwanzwedelnd auf mich zu.

Die Haustür wurde geöffnet. Eine dunkle Silhouette zeichnete sich vor dem Licht ab, das durch die Tür fiel.

«Guten Abend», sagte ich. «Kent Nerburn, mein Name.»

«Kommen Sie rein», sagte er, als hätte er mich erwartet. Seine Stimme klang alt, aber herzlich. Mit einem Mal entspannte ich mich ein wenig. In seinem Tonfall schwebten indianischer Humor und Würde mit, nachgerade ein klanggewordenes Augenzwinkern.

Der Hund bellte weiter. «Schluss jetzt, Fatback», schnauzte der Alte. Der Hund hielt inne und verkroch sich unter dem aufgebockten Wagen. «Verdammter Köter. Ist eines Tages aufgetaucht, und jetzt glaubt er, er hätte hier das Sagen.» Der alte Mann wandte sich um und schlurfte ins Haus zurück – so langsam und bedächtig, dass sich seine Füße kaum zu heben schienen.

Ich erklomm die Stufen und folgte ihm, ein bisschen verwirrt über die beiläufige Art und Weise, mit der er meine Ankunft quittiert hatte.

Das Haus war voller Männergerüche – Bratfett, Zigarettenrauch, alter Kaffee.

In der Spüle stapelte sich Geschirr. Eine Wand war mit Fotografien gepflastert – darunter das sepiafarbene Bild eines jungen Mannes und einer Frau vor einem alten Automobil, ein kleines Mädchen, das in einem Kaufhaus in einem Partykleid aus Taft posierte, ein College-Abschlussfoto, das einen feierlich dreinblickenden jungen Mann mit Doktorhut zeigte. Auf einem Beistelltisch stand ein gerahmtes *Life*-Coverfoto von John F. Kennedy.

«Nehmen Sie Platz.» Der alte Mann deutete auf einen gelben Resopal-Tisch in der Mitte der Küche. «Kaffee?»

«Gern», sagte ich. «Gut», erwiderte er, griff nach einer weiß emaillierten Kanne auf dem Herd, schenkte mir eine Tasse ein und setzte sich zu mir.

Ich schätzte ihn auf um die achtzig. Sein Gesicht war faltig und zerklüftet; sein langes Haar hatte er zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug ein kariertes Flanellhemd über einem weißen T-Shirt. Seine Hose wurde von Hosenträgern gehalten, an den Füßen trug er Pantoffeln aus Lammfell. Ein Auge war getrübt, doch meinte ich darin ein Zwinkern zu erkennen, das dem in seiner Stimme ebenbürtig war.

Ich griff in meine Tasche und reichte ihm den Prince-Albert-Tabak. In Red Lake hatte ich gelernt, dass Tabak unter Indianern als Gabe des Respekts angesehen wurde.

Der Alte warf einen Blick auf das Päckchen.

«Hmm.» Als er über den Tisch griff, sah ich, dass seine Hand von Arthrose verkrümmt war. Er nahm das Päckchen an sich und steckte es in die Brusttasche seines Hemds. «Sie haben diese ›Red Road‹-Bücher geschrieben.»

«Ich habe den Kids ein bisschen geholfen.»

Er faltete eine auf dem Tisch liegende Zeitung zusammen. Darunter kam ein Exemplar von *To Walk the Red Road* zum Vorschein, als hätte es ebenfalls meine Ankunft erwartet. Auf dem Umschlag hatte er sich allerlei Notizen gemacht.

«Prima Lesestoff.»

«Ich habe mein Bestes gegeben.»

Er spuckte in eine Kaffeedose, die neben seinem Stuhl stand, und musterte mich unverwandt. «Ich bin kein Freund der Weißen.»

«Das wundert mich nicht.»

«Konnten die auch keine Weißen leiden?»

«Wer?»

«Die Alten am Red Lake.»

«Manche nicht.»

Er griff nach einem Päckchen Kautabak und schob sich einen Priem hinter die Lippe.

«Und Sie?»

«Sie meinen, ob sie mich leiden konnten?»

Er schwieg.

«Ich glaub schon. Einige hielten mich für ein autoritäres Arschloch, aber was sollte ich machen?»

«Hat ja trotzdem hingehauen.» Er tippte auf das Buch. «Aber mal 'ne andere Frage. Haben Sie eine Ahnung, warum die sich überhaupt mit Ihnen abgegeben haben?»

Ich trank einen Schluck Kaffee und lächelte. «Gute Frage. Ich schätze, weil ich offen auf andere zugehe. Weil sie gemerkt haben, dass ich sie nicht verarsche. Und weil die Kids mir vertrauten.»

«Glaub ich nicht», gab er zurück. «Ich sag Ihnen, warum. Sie biedern sich nicht an. Sie versuchen nicht, den Indianer zu spielen.»

Ich nahm das Kompliment lächelnd entgegen. Er war fraglos ein Mann klarer Urteile.

«Die meisten Weißen, die bei uns in den Reservaten auftauchen, wollen selbst Indianer sein. Tragen Indianerschmuck und salbadern über den Großen Geist. Denen haben sie doch ins Gehirn geschissen.»

«Die Sorte kenne ich.»

Er betrachtete mich eingehend. «Sie tragen keinen Pferdeschwanz. Sehr schön. Auch keine Ringe mit Türkisen, oder?» Ich hielt ihm die Hände hin. «Sehr gut», bemerkte er trocken.

Er nahm seinen Faden wieder auf. «Oder sie glauben, wir bräuchten irgendwelche weißen Sozialarbeiter, die uns einen vom Pferd erzählen. Manche von ihnen kommen hierher, weil sie sonst nirgendwo einen Job an Land ziehen können. Und dann haben wir sie am Hals und werden sie nicht mehr los.»

Ich nickte.

Er beugte sich vor, als wollte er mir ein Geheimnis anvertrauen. «Sie sind keiner von denen, richtig?»

Ein verschwörerischer Tonfall schwang in seiner Stimme mit. Ich überlegte, ob die Frage ernst gemeint war oder er sich einen Witz auf meine Kosten machte.

«Ich versuche einfach, ich selbst zu sein. Aber ich mag Indianer – alles andere wäre eine Lüge.»

«Schön. Gut, dass Sie Indianer mögen. Ich mag sie nämlich auch. Und wie stehen Sie zu Weißen?»

Eine merkwürdige Frage.

«Na ja. Manchmal habe ich schon so meine Schwierigkeiten mit unserer Kultur.»

«Schön und gut. Aber was halten Sie von Weißen?»

Mir war nicht klar, worauf er hinauswollte.

«Ich habe nichts gegen sie», sagte ich. «Schließlich bin ich selbst einer.»

«Genau das meinte ich.» Er lachte leise. «Sie wären ein ziemlicher Mistkerl, würden Sie Ihre eigenen Leute hassen. Man muss seine Leute mögen, selbst wenn man verabscheut, was sie tun.» Er deutete auf meinen Kaffeebecher. «Trinken Sie.»

Ich trank einen Schluck, damit er Ruhe gab. Das Zeug schmeckte, als hätte er es aus Zweigen und Autoreifen zusammengebraut. «Nein, ich hasse Weiße nicht», sagte ich. «Manchmal schäme ich mich für uns, aber im Großen und Ganzen sind wir schon in Ordnung.»

Er hob die arthritische Hand. Er hatte genug mit mir gespielt und musterte mich schweigend.

Urplötzlich war mir meine weiße Haut bewusster denn je, ebenso wie der Umstand, dass ich vergleichsweise jung war. Ich wollte wissen, was das alles sollte, doch die harte Schule der Indianer hatte mich gelehrt, dass sie ihren eigenen Kopf hatten. Der Alte würde auf den Punkt kommen, wenn er es wollte.

Er deutete auf ein Bild an der Wand. «Das ist mein Enkel», sagte er. «Damals hat er seinen Abschluss am Haskell gemacht.»

Haskell ist ein Junior College für Indianer in Kansas. Ich kannte ein paar Absolventen, die ausgesprochen stolz darauf waren, dort studiert zu haben.

«Was macht er jetzt?»

«Er ist tot», sagte der alte Mann. «Umgekommen.»

«Hübscher Bursche.» Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte.

«Ja. Hat zu viel getrunken. Wäre jetzt ungefähr so alt wie Sie.» Er fixierte mich mit seinem Blick. «Ich möchte, dass Sie mir helfen, ein Buch zu schreiben.»

Der abrupte Themenwechsel verschlug mir die Sprache.

«Ich bin achtundsiebzig Jahre alt», fuhr er fort. «Hinter mir liegt ein hartes Leben. Ich will alles für die Nachwelt festhalten.»

«Was alles?», fragte ich.

«Was ich hier oben gespeichert habe.»

Offenbar wollte er, dass ich seine Memoiren schrieb. «Sie meinen, Ihre Erinnerungen?»

«Nein. Ich beobachte Leute. Indianer und Weiße. Ich kriege so einiges mit. Ich möchte, dass Sie mir das Ganze ins Reine schreiben.»

Er stand auf und ging in sein Schlafzimmer. Als er zurückkehrte, hielt er einen Stapel lose Blätter in Händen.

«Ich habe allerhand aufgeschrieben. Meine Enkelin meinte, ich sollte es veröffentlichen.»

Ich war perplex, aufgeregt, nervös. Ich wusste nicht, ob ich sein Manuskript wirklich sehen wollte. Möglich, dass der Alte ein Spinner war, der mit wilden religiösen Theorien hausieren gehen wollte. Dennoch bestand die kleine Chance, dass ich einem der wenigen Chronisten indianischen Lebens gegenübertraf, denen es gelang, den Atem ihrer Zeit plastisch und authentisch einzufangen.

Er reichte mir den Papierstoß. «Lesen Sie», sagte er.

Bereits nach zwei Seiten wusste ich, dass ich es mit einer außergewöhnlichen Persönlichkeit zu tun hatte. Der Alte war weder ein Spinner noch ein Chronist. Sondern ein Denker, der die Welt um sich herum lange und eingehend studiert hatte.

Seine Notizen waren nicht perfekt ausformuliert, nicht einmal vollständig. Vor mir lagen Seiten um Seiten unzusammenhängender Beobachtungen und langer Absätze ohne Interpunktion. Manche Gedanken hatte er auf Servietten und den Rückseiten von Briefumschlägen festgehalten.

Doch unter dem wirren Durcheinander lag eine Tiefe der Erkenntnis, so tief und klar wie ein Bergsee.

«Es wäre mir eine Ehre, Ihnen behilflich zu sein», sagte ich.

«Gut. Machen Sie was draus. Das muss richtig gut klingen.»

«Klingt es doch jetzt schon», erwiderte ich.

«Nee, nicht so, wie ich es haben will. Ich habe lange darüber nachgedacht. Es wird Zeit, dass ihr Weißen mal ein paar Dinge erfahrt. Aber was ich zu sagen habe, muss sich gut anhören, damit die Leute nicht abwinken, es wäre bloß das Geschwafel eines alten Indianers.»

Ich lachte. «Na ja, aber das sind Sie doch.»

Im selben Augenblick ging mir siedend heiß auf, dass ich einen Fehler begangen hatte. Er wandte sich ab und sprach langsam weiter, ohne mich eines Blickes zu würdigen. «Die Weißen haben immer wieder versucht, uns auf eine Stufe mit Tieren zu stellen. Sie behandeln uns wie Tiere in einem Zoo. Und wenn meine Sätze nicht so klingen, wie sich die Weißen das vorstellen, bin ich nichts weiter als ein weiteres Tier im Käfig.» Er stand auf und schlurfte zur Spüle. «Ich bin müde», sagte er, ohne sich zu mir umzudrehen. «Ich gehe jetzt schlafen.»

Meine Wangen brannten. Mir war klar, dass ich ihn verletzt hatte.

Einmal mehr hatte ich – wie so viele Weiße – einfach drauflos-

geredet, statt erst mal zu überlegen. Doch hatte ich genug von seinen Notizen gesehen, um zu wissen, dass es hier um Wichtiges als meine oder gar seine Gefühle ging.

Ich versuchte es noch einmal.

«Es tut mir leid», sagte ich. «Ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt.»

«Gute Nacht.» Er ging in sein Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich.

Nichts war zu hören außer dem unregelmäßigen Summen der Neonröhre über mir. Ich saß da und überlegte, was ich jetzt tun sollte. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, ihm eine Nachricht zu hinterlassen, aber irgendwie kam mir das dann doch blöd vor. Ich stand auf, klemmte mir das abgegriffene Manuskript des Alten unter den Arm, löschte das Licht und ging.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de